

Mehrsprachigkeit

1. Vor mir liegt ein Zeitungsausschnitt, den ein guter Tübinger Freund mir ins Haus geschickt hat. Da erzählt jemand von seiner Kindheit in einem schwäbischen Dorf und da heißt es:

“Man nahm es mit den Grüßen und Wünschen früher noch ernst. An Neujahr gehörte es sich, daß die Kinder bei den nächsten Verwandten, bei der Freundschaft oder Herrschaft, bei den Hausleuten und bei der Nachbarschaft anklopfen und ihre Wünsche mit einem ernstem Spruch darbrachten.

Mein Sprüchlein selber machte mir weniger zu schaffen, obwohl mir sein Sinn ziemlich dunkel blieb. Ich mußte den Leuten nämlich in einem Atemzug den gesunden Leib, den Heiligen Geist und das ewige Leben wünschen... Viel ärger war, daß man mit all diesen Leuten sozusagen in verschiedenen Sprachen reden mußte. Zur Dote, zur Großmutter und zur Tante sagte man du. Das *'Dota, i wünsch dr da gsunda Leib'* ging leicht heraus. Zu den Nachbarn sagte man Ihr, so daß es da so anfing: *'Nochber, i wünsch Uch da gsunda Leib...'* und so fort. Zum Jakob, meinte die Mutter, solle ich sagen *üch*, nicht *euch*, *'i wünsch euch'*, das könnte sich so anhören, als wollte ich etwas Besseres sein.

Etwas ganz anderes war es natürlich bei der Frau Oberlehrer. Zu ihr mußte ich Sie sagen, das versteht sich, so daß es dort heißen mußte: *'Frau Oberlehrer, i wünsch Ihne da gsunda Leib...'* Mit dem *'Ihne'* hatte ich schon meine Schwierigkeiten, schon weil mir die Mutter eingeschärft hatte, es heiße *Ihne* und nicht *Ehne*, wie die einfachen Leute bei uns zu sagen gewohnt waren. Und dann kam die Frau Kommerzienrat. Ja, die redete man – wie soll ich sagen – die redete man überhaupt nicht an. Da hieß es nämlich – und zwar in diesem Fall alles auf hochdeutsch: *'Ich wünsch der Frau Kommerzienrat den gesunden Leib und den Heiligen Geist (nicht Geischt, sagte die Mutter dutzendmal) und das ewige Leben.'* Also nicht etwa: *I wünsch*, sondern *ich wünsche!* Was hat mir allein das *e* hinten an dem Wort *wünsche* zu schaffen gemacht!"¹

2. Schon in unserer Muttersprache sind wir also mehrsprachig. Nach der regional, sozial, kulturell eng begrenzten Sprache unserer Kindheit ist die transregionale, transsoziale Kultursprache, die wir in der Schule lernen, schon gewissermaßen unsere erste Fremdsprache. Viele Menschen bestätigen uns das aus der Erinnerung an ihre eigene Kindheit. Das gilt bis heute ganz besonders nicht nur für die Kinder der Landbevölkerung, sondern auch für die der Industriearbeiterschaft. Diese Kinder sind sprachlich benachteiligt, hat man gesagt, daher auch in ihrer geistigen Entwicklung behindert, daher auch um ihre sozialen Chancen betrogen. Sie bekommen von zuhause eine ärmere Sprache mit, einen "restricted code", die anderen glücklicheren Kinder eine reichere Sprache, einen "elaborated code". Daraus entstehen intellektuelle und soziale Sprachbarrieren, die durch

eine "kompensatorische Spracherziehung", eine "emanzipatorische Kommunikationsstrategie" überwunden werden müssen, möglichst schon im Vorschulalter.

Bei dieser allzu schnellen Gleichsetzung des menschlichen Denkens mit dem hochsprachlichen "Artikulieren", dem bildungssprachlichen "Verbalisieren" des Gedankens hat man offenbar ganz übersehen, daß diese gerade in den letzten Jahren so viel "reflektierten" und "problematisierten" Sprachschranken meist gar nicht ein und dieselbe Sprache betreffen, die nur bei dem einen ärmer, bei dem andern reicher ausgebildet und ausgestattet wäre, sondern daß sie viel mehr zwischen unterschiedlichen Sprachen innerhalb derselben Sprache bestehen, zwischen ihren verschiedenen Dialekten, Regiolekten, Soziolekten und der im deutschen Schulaufsatz geforderten Sprache.

Aufgabe der Schule ist es daher, die Ohren und Augen der Kinder zu öffnen für die Verschiedenheit der Sprachen, die uns in unserer Sprache zur Verfügung stehen, ihre muttersprachliche Mehrsprachigkeit zu entfalten und zu erweitern, Schranken abzubauen und dabei nicht neue zu errichten durch die Überbetonung einer in allen Lebenslagen allein gültigen Hochsprache, einer einzig richtigen monosystematischen Norm.

Wir alle wissen nur zu gut, wie schwer es oft ist, wenn wir uns um diese alleinseligmachende Standardsprache bemühen, mit unseren eigenen phonetischen, morphologischen, lexikalischen, syntaktischen, idiomatischen Abweichungen von dieser Norm fertigzuwerden, wie leicht es da zu Interferenzen zwischen den verschiedenen Schichten und Bereichen unserer Muttersprache kommt, zu Störungen, Hemmungen und Verklemmungen, zu Überkompensationen und Trotzreaktionen.

Dabei können sich bekanntlich die einzelnen instrumentalen Strukturen unserer Sprachen weitgehend unabhängig voneinander bewegen. Wie viele Predigten, Festreden, Vorlesungen haben wir in unserem Leben gehört, in denen der subtilste und differenzierteste, lexikalisch, syntaktisch, stilistisch raffinierteste "elaborated code" sich mit mühseligen phonetischen Strukturen verband, die nur allzu deutliche schwäbische, bairische, rheinische, sächsische Abweichungen von der hochdeutschen Bühnensprache aufwiesen!

3. "Die deutsche Sprache" oder "die englische Sprache" oder "die italienische Sprache" oder jede andere voll entfaltete menschliche Sprache enthält in Wahrheit eine ganze Fülle vielfältig ineinandergreifender Sprachen. Unsere eigene muttersprachliche Mehrsprachigkeit kann daher

auch immer nur eine unvollkommene und unvollständige sein. Niemand "beherrscht" seine Muttersprache in allen ihren Breiten, Höhen und Tiefen. Wer behauptet, seine Muttersprache (von anderen Sprachen ganz zu schweigen) "perfekt" zu beherrschen, weiß nicht, wovon er redet. Wir besitzen eine "aktive Kompetenz" in den instrumentalen Formen und Strukturen, die wir jederzeit von uns aus zu verwenden imstande sind, und, weit darüber hinausgehend, eine "passive Kompetenz" für alle Wörter und Wendungen, die wir zwar verstehen aber selber weder sagen noch schreiben würden oder könnten. Aber wie vieles bleibt uns dann immer noch unverständlich in der bunten Vielfalt der deutschen Regiolekte, Soziolekte, Technolekte! Das muß man uns dann immer wieder in die gemeindeutsche Umgangssprache übersetzen, — ob wir nun in Mainz den Karneval miterleben oder in Kiel die Segelregatta.

4. Mehrsprachigkeit bedeutet unablässige Sprachmischung. Der oberösterreichische Bauernbursch, der seinem Vater, dem Meier Helmbrecht, davongelaufen ist um sich als "Rocker" und "Easy Rider" in der Welt herumzutreiben, begrüßt, als er zurückkommt, die Seinen mit einem höchst seltsamen Kauderwelsch:

Er sprach: 'vil liebe soete kindekin,
 got late iuch immer saelec sin!
 diu swester engegen im lief,
 mit den armen si in umbeswief.
 dô sprach er zuo der swester:
 'gratia vester!'
 zem vater sprach er: 'deu sal!
 zuo der muoter sprach er sã
 bëheimisch: 'dobra ytra!
 si sãhen beide einander an,
 beide daz wip und der man.
 diu hüsfröu sprach: 'herre wirt,
 wir sin der sinne gar verirt.
 er ist niht unser beider kint:
 er ist ein Bëheim oder ein Wint.'
 der vater sprach: 'er ist ein Walh...
 dô sprach sin swester Gotelint:
 'er ist niht iuwer beider kint.
 dô ich im engegen gie
 und in mit armen umbevie,
 er antwurt mir in der latin:
 er mac wol ein pfaffe sin.'
 'entriuwen', sprach der vriman,
 'als ich von im vernommen hãn,
 sô ist er ze Sãhsen
 oder ze Brãbant gewahsen.
 er sprach "liebe soete kindekin":
 er mac wol ein Sãhse sin.'

(v. 717 - 748)

Seither sind siebenhundert Jahre vergangen, und in dieser Zeit sind der deutschen Sprache ungezählte lateinische, französische, englische Wörter und Wendungen beigemischt und einverleibt worden, ist eine allgemein gültige Hochsprache entstanden, ein geschichtliches Mischgebilde, in dem es *Kindchen* und *Kinderlein* gibt, *Küken* und *Küchlein*, *Schnittchen* und *Schnitzel*, eine mittlere Ausgleichssprache angereichert mit vielen ober- und niederdeutschen Elementen. Und heute würde der heimkehrende junge Helmbrecht die Seinen mit *Servus!* und *Ciao!* und *Hello!* begrüßen und mit seinem amerikanoiden Popdeutsch aus der Fassung bringen.

Die von anderen Sprachen unberührte "Reinheit" irgendeiner menschlichen Sprache ist ein Traum. Wahrscheinlich gibt es nirgendwo auf der Erde eine unvermischte Sprache. Auch die Dialekte sind ja seit ältester Zeit Mischgebilde. Mehrsprachig war immer schon das weltabgeschiedenste Dorf: der Pfarrer mit seinem Latein, die Kirchensprache, die so tief in den bäuerlichen Alltag eingedrungen ist, das Deutsch der Bibel, der Predigt, des Kirchenlieds. Seit hundert Jahren haben dann der Dorfschullehrer, der Landarzt diese Mehrsprachigkeit und Sprachmischung immer mehr verstärkt. Die Militärdienstzeit, die Kriege, die Flüchtlinge und Vertriebenen, die "gemischtsprachigen" Ehen, die unaufhaltsam steigende Flut des Fremdenverkehrs, schließlich die allgewaltigen Massenmedien haben dazu geführt, daß für jeden unvoreingenommenen Beobachter die muttersprachliche Mehrsprachigkeit, der kollektive und individuelle Plurlinguismus und die sich daraus ergebende Sprachmischung das hervorstechendste linguistische Phänomen unserer Zeit ist.

5. Besonders aufschlußreich sind die sprachlichen Verhältnisse, die man heute in Österreich vorfindet. Die seit 1918 an dramatischen Wechselfällen reiche Geschichte dieses Landes (deren Einzelheiten ich hier nicht in Erinnerung zu rufen brauche) hat es mit sich gebracht, daß das in Österreich gesprochene Deutsch in den letzten fünfzig Jahren immer "deutscher" geworden ist, daß es eine Fülle früher typisch "reichsdeutscher", später "bundesdeutscher" Wörter, Redensarten, Aussprachegewohnheiten aufgenommen hat, — eine Tatsache, die demjenigen besonders auffällt, der nach langer Abwesenheit nach Österreich zurückkehrt. Fremdenverkehr und Wirtschaftsverflechtung treiben diese Angleichung immer weiter. Die passive Vertrautheit mit den verschiedensten Varianten des Deutschen "von Kiel bis Konstanz", die allabendlich von den Fernsehschirmen zu hören sind, wird immer selbstverständlicher.

Die Folge ist vielfach eine äußerst bewegliche Mehrsprachigkeit. Vor allem in den Fremdenverkehrsgebieten kann man täglich beobachten, wie mit

der größten Selbstverständlichkeit manchmal mitten im Satz von der unverfälschten Dorfmundart zur allgemeinen österreichischen Umgangssprache übergegangen wird und im nächsten Augenblick zu einem "Deutsch für deutsche Gäste", in dem die *Marillen* zu *Aprikosen* werden, die *Ribisel* zu *Johannisbeeren*, die *Paradeiser* zu *Tomaten*, die *Fisolen* zu *grünen Bohnen*, der *Kren* zum *Meerrettich*, der *Topfen* zum *Quark*, das *Obers* zur *Sabne*, das *Gefrorene* zum *Eis*, das *Kipferl* zum *Hörnchen*, die *Schale* zur *Tasse* und die *Tasse* zum *Tablett*; *picken* zu *kleben*, *sich tummeln* zu *sich beeilen*, *sich verkühlen* zu *sich erkälten*, *sich ausgehen* zu *reichen*, *genügen*, *sich auszahlen* und *dafürstehen* zu *sich lobnen*...

Aber gerade diese immer deutlichere Mehrsprachigkeit macht den Menschen die Besonderheit der eigenen österreichischen Umgangssprache und der heimischen Mundart umso stärker bewußt. Zum eigenen Dialekt, Regiolekt, Soziolekt kehrt man immer wieder mit Betonung und Genuß zurück. Wie stark diese Gegenbewegung ist, beweist ja auch die neue literarische "Dialektwelle", die Entdeckung oder Wiederentdeckung, seit H.C. Artmanns berühmter Gedichtsammlung "Med ana schwoazzn dintn" (1958), des autochthonen Soziolekts für die Poesie, eines weniger "folkloristischen" und dafür umso mehr "proletarischen" Wienerischen, des "Pülcherischen", beweisen die aggressiv vorstadtsprachigen Protestsongs nach internationalem Muster.

6. Man ist im allgemeinen davon überzeugt, daß unsere technische Zivilisation unweigerlich zu einer immer stärkeren Vereinheitlichung unserer Sprachen führen muß, zur Durchsetzung uniformer großräumiger Bildungs- und Umgangssprachen. Tatsächlich sind ja in vielen Landschaften und Gegenden die Dialekte auf dem Rückzug, sie werden immer mehr mit Elementen einer immer weiter vordringenden allgemeinen Umgangssprache durchmischt. Aber was die ländlichen Dialekte verlieren, gewinnen die städtischen Soziolekte. Eine Vielfalt von Schichten- und Gruppensprachen tritt immer deutlicher in unser Bewußtsein, Slangs, Argots (wofür wir im Deutschen noch kein richtiges Wort haben) durchdringen ihrerseits immer weitere Bereiche der Umgangssprache, immer neue Sondersprachen entstehen in sozialen Randgruppen, bei Rockers, Hippies, Rauschgiftsuchtigen: Protestsprachen, "Kontrasprachen", wie Hermann Bausinger sie nennt, in einem quicklebendigen Buch, das "von der Mannigfaltigkeit der Sprachen innerhalb unserer Sprache" handelt.²

In jeder natürlichen Sprache lebt das Bedürfnis nach Mehrsprachigkeit, nach Polymorphie. Man will nicht nur etwas sagen, sondern man will es auch anders sagen, die Jungen anders als die Alten, die Zünftigen anders als die Laien, die Eingeweihten anders als die Außenstehenden,

wer "in" ist anders als alle die andern, die "out" sind.

7. Unsere innere Mehrsprachigkeit wächst aber auch unaufhaltsam weiter durch die immer zahlreicheren Fachsprachen oder Technolekte, die immer stärker in unser tägliches Leben eingreifen (und sei es nur durch die Illustrierten und das Fernsehen). Die Technolekte der Raumfahrt, der Atomphysik, der Informatik, der Genetik, des Umweltschutzes, der Energiekrise, der Währungs- und Finanzprobleme, der politischen Ideologien, der Geburtenregelung, der Krebsbekämpfung, der verschiedensten Sportarten, des täglichen Wetterberichts, das alles sind Sondersprachen, die in unsere Alltagssprache eindringen ohne doch in ihr aufzugehen.

Eines ihrer Merkmale ist ihre starke internationale Konvergenz, d.h. dieselben griechisch-lateinischen Kunstwörter oder neuerdings auch immer mehr anglo-amerikanische Fachausdrücke finden sich mit geringfügigen phonetischen und morphologischen Abwandlungen in den verschiedensten Sprachen wieder, so daß man bei manchen internationalen Fachkongressen den Eindruck hat, daß auch die sich in ihrer jeweiligen Muttersprache ausdrückenden Wissenschaftler eigentlich nur verschiedene Dialekte des ihnen allen gemeinsamen internationalen Technolekts sprechen. Der heutigen Wissensexplosion entspricht diese Explosion der Technolekte. Unserem kläglichen Halbwissen in den meisten Bereichen der Wissenschaft und Technik entspricht unser mangelhaftes Verstehen dieser Fachsprachen. Und wir sind nur allzu gern bereit, die Schuld an unserem Nichtverstehen der unverständlichen fremden Sprache zuzuschieben dem Expertenjargon, dem Professorenchinesisch, dem Ideologenkauferwelsch.

8. Wie entsteht ein neuer Technolekt? Das läßt sich besonders gut an der vergleichenden Verhaltensforschung zeigen. Ihr Begründer Konrad Lorenz schreibt zum Beispiel:

"Wenn das Blut des Menschen in sauerstoffarmer, unter geringem Druck stehender Höhenluft reicher an Hämoglobin und roten Blutkörperchen wird oder wenn ein Hund in einem kalten Klima ein dichteres Fell bekommt oder wenn eine Pflanze, die in schwachem Licht wächst, sich in die Länge streckt und so ihren Blättern bessere Beleuchtung verschafft, so sind alle diese adaptiven Modifikationen keineswegs nur die Folge des Umwelteinflusses, der sie hervorbringt, sondern ebenso die eines eingebauten genetischen Programms, das durch die Versuchs- und Erfolgsmethode des Genoms erarbeitet worden ist und nun als fertige Anpassung für diese besonderen Fälle bereitliegt. In Worte gefaßt würde die der Pflanze mitgegebene Anleitung etwa lauten: Bei ungenügender Beleuchtung soll der Stengel so weit in die Länge gezogen werden, bis erträgliche Lichtverhältnisse erreicht sind. Diese Art genetischer Informationen nennen wir mit Ernst Mayr *o f f e n e s P r o g r a m m* .

Ein offenes Programm ist ein kognitiver Mechanismus, der imstande ist, nicht im Genom enthaltene Informationen über die Umwelt nicht nur zu erwerben, sondern

auch zu speichern. Mit anderen Worten: die ontogenetische Verwirklichung der passendsten unter den vom offenen Programm gegebenen Möglichkeiten ist ein Anpassungsvorgang.

Die Tatsache, daß das offene Programm in dieser Weise Information erwirbt und bewahrt, darf nicht vergessen machen, daß es zu dieser Leistung einer Menge an genetischer Information bedarf, die nicht kleiner, sondern größer ist als die für ein geschlossenes Programm nötige."³

Mir kommt es hier weniger auf die in diesen Sätzen enthaltenen international konvergenten biologischen termini technici an als auf den entscheidenden Begriff des "offenen Programms".

Ich selbst habe seit Jahren immer wieder nachzuweisen versucht, daß unsere menschlichen Sprachen in einem ganz ähnlichen Sinn solche "offenen Programme" sind. Gegenüber den aus "Oppositionen" und "Korrelationen" konstruierten Systemen des Strukturalismus, gegenüber den mathematischen Regelprozeßmechanismen der generativen Transformationsgrammatik und der Formallinguistik ist dieses Modell des "offenen Programms" allein imstande, einsichtig zu machen, was eine natürliche Sprache von jeder konstruierten Sprache, von jeder Computersprache unterscheidet. Auch eine natürliche Sprache enthält geschlossene, phonologische, paradigmatische, Instrumentalprogramme. Als Ganzes aber ist sie durchaus als ein "offenes Programm" angelegt. Nur so erklärt sich auch der erstaunliche Überschuß der Formen, die sie immer wieder spielerisch hervorbringt, ihre Polymorphie.

9. Ein solches weit – aber nicht grenzenlos – offenes Programm ist im Deutschen die Nominalkomposition. Sie liegt als Möglichkeit bereit, wenn Lorenz zum Beispiel einen terminus technicus braucht, um eine charakteristische Bewegung der Dohle beim Nestbau zu bezeichnen. Er prägt dafür den Ausdruck *Zitterschieben* und fügt hinzu: "Das Zitterschieben mit seinem plötzlichen triebbefriedigenden Ende ist ein typisches Beispiel einer *Endhandlung*, eines 'consummatory act', im Sinne Wallace Craigs."⁴ Auch bei der Eindeutschung des englischen Fachausdruckes bedient er sich also des offenen Programms der Nominalkomposition; Craigs *appetitive behavior* wird nach dem gleichen Verfahren zum *Appetenzverhalten*.⁵ Heinroth prägte den Begriff des *Imponiergehabens*, im Englischen meist nur als *display* bezeichnet, Schjelderup-Ebbe den der *Hackordnung*, englisch *pecking order*.⁶

Eine ebenso entscheidende Rolle wie die Polymorphie spielt in jeder natürlichen Sprache ihr Gegenstück, die Polysemie: die Möglichkeit, der gleichen Form sehr verschiedene und immer wieder neue Funktionen zu übertragen. Diese Fähigkeit zur Polysemie gestattet es Konrad Lorenz,

dem altbekannten deutschen Wort *Prägung* zusätzlich eine spezifische Funktion im Technolekt der Verhaltensforschung zu geben, um nämlich ein von ihm zuerst bei der Aufzucht von Graugänsen beobachtetes Phänomen zu bezeichnen. "Geprägt werden z.B. die Nachfolgereaktion junger Nestflüchter, der Rivalenkampf vieler Vögel und vor allem sexuelles Verhalten. Es ist irreführend zu sagen, dieser Vogel oder jenes Säugetier sei geprägt, etwa 'auf den Menschen geprägt'. Das was in dieser Weise determiniert ist, ist immer nur das Objekt eines ganz bestimmten Verhaltensweise."⁷

Die Möglichkeit der Polysemie ist es auch, die es Lorenz erlaubt, ein Wort, das die Mystiker des Mittelalters für den Akt der Neuschöpfung gebrauchten, *Fulguration*, nun als naturwissenschaftlichen Terminus vorzuschlagen (statt der in diesem Fall unzulänglichen Termini *Entwicklung*, *Evolution*, *Emergenz*) für das In-Existenz-Treten von etwas vorher nicht Dagewesenem. "Wenn z.B. zwei voneinander unabhängige Systeme zusammengesaltet werden, ... so entstehen damit schlagartig v ö l l i g n e u e Systemeigenschaften, die vorher nicht, und zwar auch nicht in Andeutungen, vorhanden gewesen waren."⁸ Die beiden größten Fulgurationen sind für Lorenz die, die vom Anorganischen zum Organischen und vom Tier zum Menschen geführt haben.⁹

10. Welche Schwierigkeiten sich bei der Ausarbeitung eines neuen Technolekts ergeben können, ist dem Kapitel "Die Rückmeldung des Erfolges und die Dressur durch Belohnung (conditioning by reinforcement)" des Buches "Die Rückseite des Spiegels" zu entnehmen. Da heißt es:

"Die Bewegungsweisen des Suchens, die im Appetenzverhalten mehr oder weniger zufällig aufgetreten waren, werden durch diese Rückwirkung v e r s t ä r k t, wenn der arterhaltende Erfolg des Gesamtlaufes erreicht wird, im gegenteiligen Falle aber abgeschwächt. Mit anderen Worten: Der Erfolg wirkt als das, was man im allgemeinen als 'Belohnung' bezeichnet, der Mißerfolg als das, was man 'Strafe' nennt. In der englischen Literatur wird alles, was in dieser Weise zur Verstärkung oder zur 'Andressur' vorangehenden Verhaltens führt, als *Reinforcement* bezeichnet, ein Wort, das leider auch von deutsch schreibenden Psychologen gebraucht wird; die naheliegenden deutschen Ausdrücke werden von ihnen als 'subjektivistisch' abgelehnt. Da der Begriff von Iwan Petrowich Pawlow stammt, bat ich eine gut russisch sprechende Mitarbeiterin, bei diesem Autor nachzusehen, wo er zum ersten Mal einen Terminus dafür gebraucht hat und wie dieser auf russisch lautet. Es stellte sich heraus, daß der große Physiologe die frühen Arbeiten, in denen er den Begriff prägte, in deutscher Sprache geschrieben hat und die Worte *Verstärkung* und *verstärken* gebraucht hat. Diese Wahl des deutschen Ausdrucks scheint mir nicht voll befriedigend. Am besten wird man dem, was durch den in Rede stehenden Lernvorgang bewirkt wird, dadurch gerecht, daß man sagt, das Tier werde durch den Erfolg in jenem Verhalten *bestärkt*, das zu ihm führt."¹⁰

11. Es gibt heute bekanntlich ungezählte solcher Technolekte. In allen Bereichen unserer Kultur entwickeln sie sich unablässig weiter. Sie bilden Brücken zu anderen Kultursprachen.

Aber auch damit haben wir unsere muttersprachliche Mehrsprachigkeit noch nicht ausreichend beschrieben. Zu unserer Muttersprache gehören ja auch noch ganz andere Sondersprachen, die der Literatur, die einzelner literarischer Gattungen, in denen ein *Adler* zum *Aar* wird, ein *Löwe* zum *Leu*, eine *Insel* zum *Eiland*, ein *Tannenwald* zum *Tann* und ein *Gebölz* zum *Hain*. Und es gibt eine Sprache der Dichtung, die man linguistisch nur sehr unzulänglich als ein traumhaft eigenmächtiges Überschreiten der Grenzen offener, aber nicht grenzenlos offener Programme beschreiben kann. So erweitert Paul Celan das Programm der deutschen Nominalkomposition und sagt *Schwefelgesträuch* und *Aschenblume*, *Flügelnacht*, *Fadensonnen*, *Rauchseele*, *Niemandrose*, *Herzhammersilber*, *Atemwende*, *Wortmond*, *Zeltwort*...

Celan sagt:

WEGGEBEIZT vom
Strahlenwind deiner Sprache
das bunte Gerede des An-
erlebten – das hundert-
züngige Mein-
gedicht, das Gemicht.¹¹

Auch das ist unsere Sprache und doch nicht unsere eigene.

12. Jede unserer Sprachen ist eine ganze Welt von Sprache. Die meisten Formen sagen uns, wo ihr Platz in diesem Universum ist. Das läßt sich am einfachsten an den Wörtern zeigen, gilt aber genau so für die Laute wie für die Sätze. *Kieken*, *kucken* für "gucken, sehen", *kakeln* für "schwätzen", *kokeln* für "zündeln" tragen den soziokulturellen Index "Regiolekt"; *kapieren* für "verstehen" den Index "Umgangssprache"; *killen* für "töten" den Index "Slang"; *kalandern* für "(Stoff oder Papier) glattwalzen", *kal-fatern* für "(Schiffsplanken) abdichten", *kanonisieren* für "heiligsprechen", *koagulieren* für "gerinnen", *kollationieren*, *konditionieren*, *kontaminieren*, *kooptieren*, *korrepetieren* tragen jedes den Index eines anderen Technolekts; *kören* ist ein Fachausdruck der Viehzucht; *kiesen* und *küren* für "wählen" sind archaisch und literarisch, *kosen* für "lieb-kosen, streicheln" poetisch. Es genügt nicht, einem Nichtdeutschen zu sagen, eine *Zäbre* sei eine *Träne*, der *Odem* der *Atem*, man muß ihm dazu auch den Stellenwert des Wortes angeben, den Index "dichterisch, altertümlich". Man muß ihm sagen, daß der *Busen* eine männliche Brust sein kann, daß aber *dieser Busen* den Index "Poetolekt" trägt. Wör-

ter wie *lind*, *hold*, *hebr*, *trutzig*, *gleisnerisch* weiß man nur dann richtig zu gebrauchen, wenn man ihren besonderen Index kennt.

Das ist keine neue Erkenntnis. Seit langem fügen die Wörterbücher solchen Wörtern den entsprechenden Index hinzu ("dial.", "fam.", "pop.", "vulg.", "jur.", "techn.", "pol.", "rel.", "bibl.", "lit.", "poet.", "neol.", usw. usw.) um den besonderen Bereich der Sprache zu kennzeichnen, zu dem sie gehören.

13. Diese soziokulturellen Indices darf man nicht verwechseln mit dem, was man heute im Technolekt der modernen Linguistik die *Konnotationen* eines Wortes oder Satzes nennt.

Denotation und *Konnotation* gehören zu den vielen schlecht definierten, schlecht definierbaren Begriffen, mit denen die heutige Linguistik operiert. Auch der endlose Streit um die damit eng zusammenhängende Frage, was man denn nun eigentlich in der Linguistik unter der *Bedeutung* zu verstehen habe, was unter der *Bezeichnung*, was unter der *Meinung*, was unter dem *Inhalt*, was unter dem *Sinn* eines Wortes oder Satzes, hat gerade in den letzten Jahren die terminologische Verwirrung nur noch verschlimmert.¹² Paradoxaerweise scheint gerade die Sprachwissenschaft die allergrößte Schwierigkeit zu haben, sich auf eine begrifflich eindeutige und allgemein gültige Fachsprache zu einigen. Vielleicht liegt es daran, daß die Sprache gleichzeitig ihr Werkzeug und ihr Gegenstand ist, daß sie "Sprache über Sprache" ist, daß sie "mit Wörtern über Wörter" reden muß. Vielleicht erliegen gerade deshalb Linguisten besonders leicht der Gefahr, den hitzigen Streit um terminologische Etiketten mit einer tieferen Einsicht in das Wesen der Dinge zu verwechseln.

Den neutralen Beobachter solcher terminologischen *Sem - Semem - Semantem - Semasem - Monem - Noem - Notem - Plerem - Virtuem* - Schlachten erfaßt begreiflicherweise ein leichter "Etikettenschwindel".

Unter *Denotation* versteht man also entweder die rein geistige, intellektuelle, kognitive Relation zwischen einem Wort und dem Gegenstand oder Sachverhalt, auf den es sich bezieht, — die *Konnotationen* dieses Wortes sind dann seine seelischen, affektiven, emotiven Werte; oder die *Denotation* meint die Grundbedeutung eines Wortes, — und dann sind seine *Konnotationen* alle seine geistigen wie seelischen Nebenbedeutungen, alle intellektuellen wie affektiven Assoziationen, die sich damit verbinden können; oder aber die *Denotation* ist das, was in der Bedeutung eines Wortes für alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft immer und überall gültig ist, die kollektive Konstanz, — und dann sind die *Konnotationen* die unterschiedlichen, wechselnden, flüchtigen, oft kaum zu fassenden individuellen Assoziationen, die persönlichen Erlebniswerte, die durch

das Wort ausgelösten Schwingungen und Stimmungen unseres Bewußtseins, die oft kaum bewußten Färbungen und Tönungen der Erinnerung.¹³

Alle Formen und Strukturen unserer Sprache können kollektive und individuelle Assoziationen wecken, können assoziative Konnotationen haben. Wörter ohne irgendeinen besonderen soziokulturellen Index, Grundwörter unserer Sprache wie *Kind, Frühling, Berg, Schnee, Mond, Blut, Meer, Mutter, Schlaf, Tod, lieben, hassen, rot, blau...* haben für uns alle und für jeden von uns wieder etwas andere und im Laufe unseres Lebens sich auch verändernde Konnotationen. Celans *Flügelnacht, Herzhammer-silber, Atemwende* gründen in ihren Konnotationen.

14. Die Konnotation ist also etwas anderes als der soziokulturelle Index. Aber (und das ist geradezu entscheidend für das Verständnis der Natur natürlicher Sprachen): der soziokulturelle Index hat als solcher ebenfalls seine eigenen Konnotationen!

Jeder phonetische Index, jede niederdeutsche oder bairische, rheinische oder sächsische Färbung der Aussprache weckt doch in jedem von uns bestimmte oder auch verschiedene Assoziationen! Jedes Wort kann daher zwei Arten von Konnotationen haben. Das Wort *Ringelspiel* hat für mich alle Konnotationen, die das Wort *Karussell* für jeden Deutschen seit seiner Kindheit besitzt, – dazu die Konnotationen, die sich mit dem Index "Regiolekt meiner Kindheit", mit dem Index "österreichisch" verbinden.

Peter Handke schreibt als Erzähler ein Deutsch, in dem sich Ausdrücke und Wendungen verschiedener regionaler Herkunft zusammenfinden. "Die Angst des Tormanns beim Elfmeter" (Frankfurt 1970) spielt zum Teil an der Kärntner Grenze, in der Heimat seiner Mutter, Trotzdem verwendet der Erzähler das westdeutsche, in Österreich früher so gut wie unbekanntes Wort *die Theke* für den *Schanktisch*, sagt andererseits *der Abwaschfetzen* für den *Spüllappen* oder *Spüllumpen* ("Der Abwaschfetzen, der über dem Wasserhahn lag" S. 109). Auf einer Tagung des Verbandes deutschsprachiger Übersetzer wurde Peter Handke gefragt, warum er in dieser Erzählung (S. 120) geschrieben habe, daß auf dem Ladentisch *Germbrocken* lagen (statt der allgemein verständlichen *Hefekrümel*). Seine Antwort: "Es w a r e n eben *Germbrocken...*" Der Index "Sprache meiner Kindheit" hat für ihn hier offenbar besondere Konnotationen, die dem gemeinsprachlichen Wort *Hefekrümel* fehlen. *Germbrocken* läßt sich daher in seiner Denotation mit *Hefekrümel* "übersetzen", nicht aber in seinen Konnotationen.

Erinnern wir uns daran, mit welcher Entschiedenheit, ja Entrüstung vor einigen Jahren in Hamburg und anderswo der Vorschlag abgelehnt wurde, statt *Sonnabend* in Zukunft bundeseinheitlich *Samstag* zu sagen.

15. Schon in unserer Muttersprache sind wir mehrsprachig. Daher ist auch so schwer zu sagen, was eigentlich unsere persönliche Sprache ist, was den individuellen Sprachgebrauch jedes einzelnen von uns ausmacht. Bei Mundartaufnahmen kann man noch in der kleinsten und abgeschiedensten Dorfgemeinschaft bei den einzelnen Sprechern individuelle Varianten feststellen. Man hat diesem individuellen Idiom den Namen *Idiolekt* gegeben und geglaubt, damit den verlässlichsten Ausgangspunkt für alle sprachwissenschaftliche Beschreibung gefunden zu haben, gewissermaßen den archimedischen Punkt der Soziolinguistik.¹⁴ Aber auch das hat sich sehr schnell als eine Täuschung herausgestellt. Definiert man nämlich den Idiolekt eines Menschen als die Summe seiner Abweichungen von der Sprache seiner Umwelt, seiner Gemeinschaft, seiner Gruppe, so merkt man bald, daß diese Abweichungen weder kohärent noch konstant sind. Außerdem gehören wir ja in unserem Leben keineswegs nur *einer* Gemeinschaft, *einer* Gruppe an. Je größer die geographische, soziale, kulturelle Mobilität der Menschen wird, je weiter das Leben uns heute herumtreibt, desto mehrsprachiger, bunter, abwechslungsreicher, aber auch unsicherer, wird unser eigener individueller Sprachgebrauch, unser Idiolekt.

Ich selbst habe fünfunddreißig Jahre meines Lebens in Südwestdeutschland gelebt, habe mir zuerst in Heidelberg, später in Tübingen nicht nur eine Art Berufssprache des deutschen Hochschullehrers angewöhnt, sondern auch eine gewisse passive Kompetenz für die Dialekte, Regiolekte, Soziolekte der einheimischen Bevölkerung erworben. Aus der Sprache meiner schwäbischen Frau, meiner Kinder, ist unmerklich vieles in meinen eigenen Sprachgebrauch übergegangen. In Kasernen und Kriegsgefangenenlagern sind mancherlei Wörter und Wendungen aus den verschiedensten deutschen Sprachgebieten an mir hängengeblieben. Das alles hat einen derart polymorphen und inkonsequenten Idiolekt ergeben, daß ich mich heute unter Salzburgern sprachlich manchmal nicht recht heimisch fühle, obwohl mir deren Sprache seit meiner Kindheit zutiefst vertraut klingt. Ich habe den Eindruck, daß es heute vielen Menschen ähnlich geht.

Unter Idiolekt versteht man aber auch den charakteristischen Gebrauch, den das Individuum von den verschiedenen Mitteln macht, die die Sprache seiner Gemeinschaft ihm zu Verfügung stellt, etwa die von ihm besonders gern und oft wiederholten Wörter und Wendungen, die für ihn kennzeichnende, bewußte oder unbewußte Wahl des Ausdrucks inner-

halb der verschiedenen Möglichkeiten der Polymorphie. So verstanden mündet der Idiolekt in das, was man den persönlichen *Stil* eines Sprechers oder Schreibers nennt.

Aber haben wir denn überhaupt immer denselben Stil, wenn wir die verschiedenen Sprachen unserer Muttersprache sprechen oder schreiben, uns in den verschiedensten Lebenslagen bald in der Umgangssprache ausdrücken, bald in der Berufssprache, in der Amtssprache, im Regiolekt, im Soziolekt, im Technolekt, im Poetolekt, – wenn ich in einer Autowerkstätte Reparaturprobleme diskutiere und wenn ich ein heiteres Glückwunschedicht zu einer Goldenen Hochzeit verfasse?

Auch unser Idiolekt ist weit davon entfernt, ein in sich geschlossenes und schlüssiges, konsequentes Monosystem darzustellen.

16. Viele Sprachgemeinschaften dieser Erde leben in einer Mehrsprachigkeit, die man in der Soziolinguistik mit Charles A. Ferguson *Diglossie* nennt.¹⁵ Gemeint ist damit die Koexistenz einer Hochsprache (H = high), die im Kult, im Recht, im Amt, in der Literatur verwendet wird, und einer "niedrigen" Sprache (L = low) für den Werktag, den Haushalt, die Feldarbeit, das Handwerk. Als Beispiele pflegt man dann meistens die alemannische Schweiz anzuführen mit ihrer Verteilung verschiedener soziokultureller Aufgaben auf Hochdeutsch und Schwyzerdütsch, oder das Verhältnis der arabischen Hochsprache zu den Alltagssprachen und Mundarten der einzelnen arabischen Länder. Sobald man die Dinge etwas näher betrachtet erkennt man leicht, daß eine solche schlichte Zweiteilung die Tatsachen über Gebühr vereinfacht und daß jede *Diglossie* in Wahrheit *Polyglossie* ist. Das Nebeneinander, Miteinander, Ineinander, Gegeneinander von Hochdeutsch und Schwyzerdütsch in der Schweiz, die unablässigen Wandlungen dieses so vielschichtigen, vielgesichtigen Problems werden durch die Zuordnung H = hoch und L = niedrig ganz unzureichend gekennzeichnet. Hochdeutsch reicht von der Bibelübersetzung bis zur Tageszeitung und bis zur passiven Kompetenz für alles was auf dem deutschsprachigen Büchermarkt heute erscheint, Schwyzerdütsch enthält eine Fülle vielfältig ineinandergreifender ländlicher und städtischer Dialekte, Regiolekte, Soziolekte... Die Folge ist ein unablässiges "code-switching" und "code-blending" und "code-mixing", ein ständiges Sprachwechseln und Sprachmischen, von dem die Sendungen des schweizerischen Rundfunks täglich eindrucksvolle Proben liefern.

Diglossie – Polyglossie kann je nach Ort und Zeit ganz verschieden gestaltet sein. Die Aufgabenverteilung zwischen Lateinisch und Italienisch war in Florenz um 1300 eine andere als die zwischen Lateinisch, Französisch und Englisch in Oxford um 1400, als die zwischen Lateinisch,

Französisch, Italienisch und Deutsch in Wien um 1700. Oft gibt es mehrere Hochsprachen nebeneinander mit unterschiedlichen sakralen, politischen, kulturellen Aufgaben. Diglossie – Polyglossie geht über in Bilingualismus – Plurilinguismus.

17. Unsere Mehrsprachigkeit nimmt von Land zu Land andere Formen an und wirft andere Probleme auf. In Italien hat sie seit der politischen Einigung des Landes vor hundert Jahren und vor allem seit dem ersten Weltkrieg so zugenommen, daß italienische Linguisten heute nicht weniger als vier verschiedene Register unterscheiden, die vielen Italienern zu Verfügung stehen: die italienische Nationalsprache – das regionale Italienisch – der der Nationalsprache und mehr noch der Regionalsprache angenäherte Dialekt – der noch kaum veränderte lokale Dialekt.¹⁶ In Katalonien spricht die Masse der ländlichen Bevölkerung katalanisch und ein stark katalanisch eingefärbtes Spanisch, liest und schreibt aber fast nur spanisch. Nur zwei Prozent der Bevölkerung sprechen und schreiben das Katalanische als ihre eigene Bildungssprache. Das sind vor allem Angehörige des städtischen Bürgertums, aber auch der antibürgerlichen Intelligenz, die mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit ihre katalanische Hochsprache gegen ihre andere, die kastilische Hochsprache verteidigen, über die sie meist genau so gut verfügen, gegen die Staatssprache, die Weltssprache Spanisch. Zwei Drittel der Bewohner von Barcelona sprechen Katalanisch als ihre Muttersprache; ein Drittel aller Heiraten wird zwischen Partnern katalanischer und spanischer Muttersprache geschlossen; die aus Südspanien, aus Andalusien und Murcia eingewanderten Arbeiter in den Außenbezirken von Barcelona und den Industriezentren der Umgebung (wo sie manchmal die Hälfte der Bevölkerung ausmachen) lernen so viel katalanisch wie sie an ihrem Arbeitsplatz und in ihren Wohnsiedlungen brauchen.¹⁷

In Frankreich hat die Nationalsprache die Dialekte am stärksten zurückgedrängt. Schon die Revolution von 1789 sagte im Namen der Sprache der Nation allen anderen Sprachen als Brutstätten des Obskurantismus und der Reaktion den Kampf an. Die Volksschullehrer der Dritten Republik haben dann mit dem Glaubenseifer laizistischer Missionare den Kult der "einen und unteilbaren" französischen Sprache bis ins letzte Dorf getragen. In unserem Jahrhundert glaubte man schon voraussagen zu können, daß auch Minderheitensprachen wie das Elsässische, das Flämische, das Bretonische, das Baskische, das Katalanische, das Korsische, nach einer zweisprachigen Übergangszeit von zwei bis höchstens drei Generationen ausgelöscht sein würden. Umso erstaunlicher muß es erscheinen, daß gerade in den letzten Jahren, gewissermaßen im letzten Augenblick,

eine junge Generation den Kampf um die Erhaltung dieser Sprachen aufgenommen hat. In der Bretagne, in Korsika, hat dieser Kampf bereits heftige Formen angenommen. Wer durch Südfrankreich fährt, kann überall auf Mauern und Zäunen die Buchstaben OC gemalt sehen, für "Okzitanien"; die alte, schon oft totgesagte Sprache des Südens, das Provenzalische oder Okzitanische, soll zu neuem Leben erweckt werden. Dieser Kampf hat sehr verschiedenartige Beweggründe. Er verbindet sich mit dem politischen und sozialen Protest gegen den Pariser Zentralismus, Imperialismus, Kolonialismus. Es fehlt nicht an utopischen Programmen. Die Wortführer fordern das Recht auf eine andere Sprache als das Französische. Das heißt aber nichts anderes, kann nicht anderes heißen als das Recht auf Mehrsprachigkeit.¹⁸

Die komplexeste Problematik findet der Linguist zweifellos im Elsaß, wo die Mehrsprachigkeit mit den schwersten historischen Hypotheken belastet ist. Albert Schweitzer hat 1931 seine eigene Mehrsprachigkeit (Elsässisch, Deutsch, Französisch) und ihre besonderen Bedingungen anschaulich geschildert.¹⁹ Heute geht, alles in allem, die Diglossie, Französisch-Elsässisch immer weiter zurück, während gleichzeitig der Bilinguismus Französisch-Deutsch, gefördert durch die über die Grenze wirkenden deutschen Massenmedien und die große Zahl der in der Bundesrepublik arbeitenden elsässischen Grenzgänger, eher zunimmt.²⁰

18. Das sind nur ein paar Beispiele aus unserer europäischen Nachbarschaft. Die Mehrsprachigkeit des Menschen wird aber erst verständlich vor dem Hintergrund der Vielsprachigkeit der Menschheit.

Die vier Milliarden Menschen, die heute diese Erde bevölkern, haben keine ihnen allen gemeinsame Sprache. Sie sprechen über dreitausend verschiedene Sprachen und zahllose einander kaum verständliche Mundarten. Diese auf den ersten Blick ungeheuerliche Überproduktion sprachlicher Formen kann kein Zufall sein, sie muß in der Natur des Menschen und in seinem Verhältnis zur Welt begründet sein. Ist aber dann nicht auch der Mensch, ist dann nicht jeder von uns auf Mehrsprachigkeit angelegt, auf Mehrsprachigkeit angewiesen um ein Mensch zu sein?

Je mehr wir über unsere babylonische Sprachverwirrung nachdenken, desto unausweichlicher die Einsicht, daß jede dieser Sprachen, jede dieser Mundarten ein eigenes, eigentümliches Mischgebilde aus Zufall und Notwendigkeit ist, das sich in einigen seiner wichtigsten Eigenschaften von jeder für die ganze Menschheit Gültigkeit beanspruchenden Begriffssprache unterscheidet, von jeder Konstruktsprache, jeder Computersprache, aber auch von jeder konsequent konstruierten Welthilfssprache, jedem Esperanto.

Das sollten wir gerade dann nicht vergessen, wenn es darum geht, zu unserer Muttersprache eine zweite und dritte oder überhaupt mehrere Sprachen zu lernen.

19. Eine natürliche Sprache ist ein Gebilde aus Analogien und Anomalien. Als Kinder lernen wir in unserer Muttersprache von Anfang an beides gleichzeitig, Analogien und Anomalien, Regeln und Ausnahmen. Ein deutsches Kind lernt sehr schnell mit dem analogischen Programm des Partizips der Vergangenheit umzugehen: *gemacht, gesagt, gehabt, gelegt, geholt, erzählt, versteckt...* es kennt aber noch nicht die Grenzen dieses Programms, sagt daher auch zuerst *gewascht, geschlafen, gewest, weggekauft, hingefällt, sagt gewerft*, versucht es mit *geworft...* Auf der anderen Seite aber lernt es sofort eine Reihe unregelmäßiger Formen, diejenigen, die es eben am häufigsten hört, als Eigenformen, nicht etwa als Folge irgendeines Programms, also etwa *webgetan, aufgestanden, gegessen, getrunken...* Dann braucht es Jahre, um sich das ganze krause Regelwerk der deutschen Verbformen, dieses Nebeneinander, Gegeneinander, Miteinander, Ineinander von Analogien und Anomalien anzueignen. Manchmal wird im Dialekt, Regiolekt, Soziolekt das Partizip anders gebildet als in der Standardsprache: *i hab denkt* für *gedacht*, *se hat gekrische* für *gekrischt*; es gibt Polymorphien wie *gebaut* neben *gebauen*, *gespaltet* neben *gespalten...*

Dieses gleichzeitige Lernen von Analogien und Anomalien kann man sehr leicht an seinen eigenen Kindern und Enkeln beobachten und überprüfen. Mit seiner Muttersprache lernt das Kind nicht etwa ein verlässliches, unfehlbares kybernetisches Monosystem, einen mathematisch perfekten Regelprozeßmechanismus. Es lernt vielmehr sich tastend allmählich zurechtzufinden in einer merkwürdigen, immer unvollkommenen und widerspruchsvollen Welt von Analogien und Anomalien, Polymorphien und Polysemien, Redundanzen und Defizienzen, Explikationen und Implikationen, Konstanten und Varianten, in einer Sprache, die schon ihre eigene Mehrsprachigkeit in sich trägt.

20. Für den Fremdsprachenunterricht ist das letzte halbe Jahrhundert eine Zeit unermüdligen Experimentierens gewesen. Man hat die verschiedensten Methoden und Techniken ausgearbeitet und ausprobiert, hat neue Wege zu den fremden Sprachen erkundet. Eine Zeit lang hat man die größten Hoffnungen in den "pattern drill" gesetzt, in die mechanische Automatisierung der fremden linguistischen Strukturen, – Konrad Lorenz würde sagen ihre *Andressur*. Später ist man von der "pattern practice" zur "transformation practice" übergegangen und hat versucht, auch im Fremdsprachenunterricht mit mehr oder weniger formalisierten

Transformationsregeln zu operieren. In den letzten Jahren hat sich immer entschiedenerer Widerspruch erhoben gegen alle derartigen Versuche, unsere menschlichen Sprachen so zu beschreiben als wären sie wie die heute überall bekannten und beliebten amerikanischen Spielautomaten konstruiert, in denen die Kugel durch raffiniert angeordnete "Selektionsrestriktionen" und "Restriktionsselektionen" von einem "Marker" zum nächsten rollt. Der pädagogische und didaktische Wert solcher formallinguistischen Sprachspiele besteht ja vor allem darin, daß sie besser als jedes andere Verfahren zeigen, wie unsere natürlichen Sprachen *n i c h t* beschaffen sind.²¹

Aber auch die sogenannte "direkte Methode", der von der allerersten Stunde an ausschließlich und unerbittlich nur in der fremden Sprache erteilte Unterricht, jahrzehntelang als *d a s* pädagogisch-didaktische Wundermittel gepriesen, ist uns seit einiger Zeit fragwürdig geworden. Eine Stunde lang "so zu tun als ob" Lehrer und Schüler nur eine einzige, nämlich die zu lernende Sprache zur Verfügung hätten, das ist zweifellos eine ausgezeichnete und unentbehrliche Übung. Aber das kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß das eben *n i c h t* unsere erste Sprache ist, die wir auf diese Weise lernen, um die Welt um uns, die Welt in uns zu benennen und davon zu sprechen. Wir haben ja schon den Kopf voll mit den Formen und Strukturen einer anderen Sprache, unserer Muttersprache. Der deutsche Lehrer, der seine deutschen Schüler in die Geheimnisse der französischen Sprache einführt indem er ihnen, mit den entsprechenden Gebärden, unverdrossen vorsagt: *voici la fenêtre, voici le tableau, voici la craie ...* erreicht natürlich nur, daß seine Schüler begreifen *i n d e m* *s i e ü b e r s e t z e n*: "Aha, das heißt sicher *da ist das Fenster, da ist die Tafel, da ist die Kreide...*" Schon solche einfachste, so wunderbar kunstvoll "lebensnahe" Sätzchen haben bekanntlich ihre Tücken: *voici la fenêtre*, heißt das etwa *dies ist das Fenster*, dann wären wir schon in einer anderen Sprache als bei einem einfachen *das ist..., hier ist..., da ist das Fenster*. Es zeugt von großer psycholinguistischer Naivität anzunehmen, man könne die Übersetzung *ein Stück Kreide* aus dem Gehirn des Anfängers einfach dadurch verbannen, daß man ihm *un morceau de craie* vor die Nase hält.

Die Übersetzung, die Auseinandersetzung zwischen der Muttersprache und jeder anderen Sprache ist also von allem Anfang an *da*, und gerade am Anfang am allerstärksten. Daran ändern auch die vielen schönen und nützlichen Dinge nichts, die wir heute mit den audiovisuellen Medien tun können. Was der Mann im Film *da vorn* so anschaulich andeutet während er gleichzeitig sagt: *j'ai faim!* oder *j'ai soif!* begreift der Schüler *i n d e n* *W o r t e n* *s e i n e r* *M u t t e r s p r a c h e* ("Aha! er hat Hunger!")...

“Er hat Durst!”)..

Bis zur Mehrsprachigkeit ist es dann noch ein weiter Weg. Mehrsprachigkeit bedeutet ja, daß zum Beispiel ein bestimmtes Körpergefühl sich in unserem Bewußtsein je nach der “kommunikativen Situation”, in der wir uns gerade befinden, als *I'm hungry!* oder als *J'ai faim!* kristallisiert o h n e den Umweg über *Ich bin hungrig!* oder *Ich habe Hunger!*. Mehrsprachigkeit kann und muß gelernt und geübt werden mit jeder nur möglichen Art von “direkter Methode”, mit Hilfe aller uns heute zu Verfügung stehenden audiovisuellen Medien, und natürlich vor allem im Zusammenleben mit den Menschen, deren Sprache man lernen will, am besten in deren eigenen Land. Aber alle Mehrsprachigkeit bleibt fragwürdig, beziehungslos, zerrissen, wenn das Verhältnis zwischen unseren verschiedenen Sprachen, wenn ihr Verhältnis zu unserer Muttersprache, wenn das Gespräch zwischen den Sprachen in uns vernachlässigt worden ist.

21. Daher muß auch die Übersetzung wieder den ihr im Fremdsprachenunterricht gebührenden Platz erhalten.

Man hat allzu lang geglaubt, eine wirklich moderne Methode zeichne sich gerade dadurch aus, daß jede Art von Übersetzung aus ihr verbannt sei. Das war sicherlich einmal eine verständliche Reaktion auf die traditionellen Übersetzungsübungen des humanistischen Gymnasiums. Das ist schon lange vorbei. Heute ist es an der Zeit, sich darauf zu besinnen, daß das Übersetzen eine Grundtätigkeit des menschlichen Geistes ist, für unsere Mehrsprachigkeit unentbehrlich, ob wir nun innersprachlich *Laken* mit *Bettuch* oder *Leintuch* übersetzen, *Wengert* mit *Weinberg*, *Ringelspiel* mit *Karussell...* oder ob wir zwischen einander noch so fernen Sprachen Entsprechungen suchen. Das Übersetzen, richtig verstanden und angewendet, macht den Schüler von Anfang an “sprachbewußt”, und das heißt “sprachenbewußt”. Das Übersetzen macht ihm deutlich, wie merkwürdig verschiedenartig unsere Sprachen beschaffen sind, zeigt ihm die Konvergenzen und Divergenzen der beiden Polysysteme, die verschiedenen Möglichkeiten der Entsprechung mit ihren Vorzügen und Nachteilen und die Grenzen der Übersetzbarkeit. Vielleicht ist sogar die Erfahrung der Unübersetzbarkeit der entscheidende Schock: für dieses englische Wort, für jene französische oder spanische oder russische Wendung, ihren soziokulturellen Index, ihre besonderen Konnotationen, finden wir keine deutsche Entsprechung. Gerade diese Erkenntnis weist uns am nachdrücklichsten auf den Weg, an dessen Ende wir dann tatsächlich n i c h t m e h r ü b e r s e t z e n , weil wir in mehreren Sprachen, zumindest in einigen ihrer Bereiche, unmittelbar Zugang zur Welt, der Welt um uns, der Welt in uns gewonnen haben.

Auch das *verstehende* Spracherlernen, zu dem man seit einigen Jahren unter verschiedenen Vorzeichen wieder zurückkehrt, hat bereits einen anspruchsvollen Namen. Auch von dieser "kognitiven Methode" ist heute viel die Rede.

Dazu gehört das Einsichtigmachen der beim Sprachenlernen immer wieder auftretenden Fehler, die sogenannte Fehleranalyse. Zwischen den Formen und Strukturen unserer Muttersprache, aber auch anderer schon erworbener Sprachen, und der neu zu erwerbenden Sprache sind störende Interferenzen unvermeidlich, es entstehen phonetische, lexikalische, grammatische, idiomatische Mischungen, Mißbildungen verschiedenster Art und Schwere. Solche Interferenzen müssen aufgedeckt und ausgeschaltet werden indem man sie zu Bewußtsein bringt, indem man die unterschiedlichen Formen und Strukturen unserer Sprachen *nebeneinander hält*, um zu lernen, sie *auseinander zu halten*. Nur so entlarvt man auch die berüchtigten "falschen Freunde", die uns zu Fehlern verleiten: e. *the pilot*, fr. *le pilote*, der nicht nur der 'Pilot' ist, sondern auch der 'Lotse'; e. *a date*, ein 'Datum' im Amerikanischen aber auch eine 'Verabredung', ein 'Stelldichein', ja sogar ein 'Partner' dafür; e. *the figure*, fr. *la figure*, die 'Figur', im Englischen aber auch die 'Zahl', die 'Ziffer', im Französischen auch das 'Gesicht'; e. *the address*, die 'Adresse', die 'Anschrift', aber auch die 'Ansprache'; e. *the lecture*, nicht die 'Lektüre' sondern die 'Vorlesung'; e. *genial* ist 'angenehm, heiter, freundlich' und nicht 'genial'; e. *decent* heißt 'anständig, ordentlich' und nicht wie im Deutschen *dezent* 'zurückhaltend, gedämpft, unaufdringlich'; e. *pregnant* bedeutet 'schwanger, trächtig, gewichtig' und nicht 'prägnant'; e. *fatal* ist meist 'tötlich' und nicht nur 'fatal'; e. *eventually* bedeutet 'schließlich, endlich' und nicht 'eventuell'... man könnte und müßte noch lange so fortfahren. Entstanden sind diese falschen Freunde, wie man sogleich erkennt, durch das asystematische Spiel der Polysemie.

So wie die lexikalischen zeigen auch die grammatischen Strukturen unserer Sprachen vielfältig ineinandergreifende Konvergenzen und Divergenzen. Die kontrastive, konfrontative Linguistik, die interlinguistische Analyse zahlreicher Texte und ihrer Übersetzungen in verschiedene Sprachen beweisen das mit einer sonst unerreichbaren Genauigkeit und Anschaulichkeit.

22. Gerade der Übersetzungsvergleich (von internationalen Bestsellern aller Art, Erzählungen, Bühnenstücken, Sachbüchern) macht aber auch wieder deutlich, wie viele verschiedene Sprachen in einer einzigen Sprache enthalten sind. Für den Fremdsprachenunterricht in der Schule ergibt sich daraus die schwierige Frage: Welche Sprache sollen wir eigentlich

unterrichten? Welches britische oder amerikanische Englisch? Welches gesprochene oder geschriebene Umgangs- oder Bildungsfranzösisch?²²

Wenn es schon unmöglich ist, auch nur unsere Muttersprache vollkommen zu beherrschen, ist die Vorstellung einer perfekten Zwei- oder gar Mehrsprachigkeit vollends aberwitzig. Machen wir uns nichts vor: im Ergebnis ist unsere Mehrsprachigkeit immer nur in einzelnen Bereichen wirklich lebendig. Gute Englischkenntnisse sind heute in Deutschland keine Seltenheit. Aber bei dem einen ist es vorwiegend Flugverkehrs-Englisch, bei dem anderen Umgangs-Amerikanisch, beim dritten irgendein anderer Soziolekt oder Technolekt, mit dem er durch seine Berufsarbeit, durch seine Wissenschaft, durch seine Freizeitbeschäftigung vertraut ist... beim Letzten schließlich das, was man noch vor kurzem bedauernd "Schulenglisch" genannt hat.

Viele von uns haben neulich im Deutschen Fernsehen den amerikanischen Außenminister Henry Kissinger erlebt: zuerst ein paar freundliche deutsche Sätze, dann, auf englisch, die schmunzelnde Entschuldigung, daß das Deutsch seiner Fürther Kindheit sich mehr auf Fußball bezogen hätte als auf Probleme der internationalen Politik; gefolgt von der schicksalsergebenen Feststellung, mit ihm sei es schließlich so weit gekommen, daß er jede Sprache, die er spreche, "mit einem Akzent" spreche.

23. Mehrsprachigkeit bedeutet vielfache, vervielfachte Unvollkommenheit. Wer je seine eigene Muttersprache im Ausland zu unterrichten hatte, weiß wie viel man in seiner Muttersprache nicht weiß, wie oft uns die Frage, was denn diese deutsche Wort, jener deutsche Satz bedeute, wie es denn für dies oder jenes auf deutsch richtig heiße, in Verlegenheit bringt. Den berühmten "native speaker", der in den Spekulationen der generativen Transformationsgrammatik eine so große Rolle spielt, der mit schlafwandlerischer Sicherheit wohlgeformte Sätze bildet, gibt es leider bei Tageslicht nicht. Wenn dem schon in unserer Muttersprache so ist: wie groß muß dann die sprachliche Unvollkommenheit eines Lehrers sein, der Sprachen unterrichtet, die nicht seine Muttersprache sind, womöglich nach der "direkten Methode"?

Wer eine lebende Fremdsprache zu unterrichten hat, lebt heute mehr als jeder andere Lehrer unter dem ständigen Druck eines Anspruchs, den er nicht erfüllen kann. Es ist weniger die Furcht vor unbequemen Schülerfragen (nach dem Sinn eines Satzes in einem englischen Schülerbrief, nach der französischen Entsprechung für einen deutschen Sportausdruck), die Angst vor dem jugendlichen englischen oder französischen "native speaker", der manchmal in der Klasse sitzt mit überlegener Miene. Es ist viel mehr der Druck der Anforderungen, die man sich selbst stellen zu müssen

glaubt und denen man nicht gerecht werden kann.

Von diesem Druck befreit uns nur die klare Erkenntnis der Möglichkeiten und Notwendigkeiten, der Bedingungen und Grenzen unserer menschlichen Mehrsprachigkeit, die offene und ehrliche Darstellung unserer eigenen immer unvollkommenen Mehrsprachigkeit vor den Schülern, unserer eigenen unvermeidlichen Lehrerfehler und -unzulänglichkeiten (ein berühmter französischer Phonetiker sagte gelegentlich: "Hören Sie mir genau zu und dann machen Sie es bitte besser, ich werde sowieso meinen katalanischen Akzent nicht los"). Eine neue "kognitive Methode" also: die Karten aufdecken, Verständnis wecken für die besondere Natur natürlicher Sprachen; die Muttersprache und ihre innere Mehrsprachigkeit mit in den Fremdsprachenunterricht hereinnehmen und vergleichend besser begreifen. Mit anderen Worten: Drill u n d Verstehen, Training u n d Einsicht.

24. In welcher Art und Weise das menschliche Gehirn die Formen und Strukturen mehrerer Sprachen erwirbt und aufbewahrt, wie sie sich in dem phantastischen Speicher unseres Gedächtnisses zueinander verhalten, wo, wann, wie Interferenzen entstehen oder nicht, wo, wann, wie wir zwischen ihnen Querverbindungen herstellen indem wir übersetzen, wie also unsere Mehrsprachigkeit tatsächlich in unserem Gehirn arbeitet, das wissen wir heute noch nicht. Nur eines können wir heute schon mit Bestimmtheit sagen: unser Gehirn arbeitet *n i c h t* wie eine elektronische Datenverarbeitungsanlage, arbeitet *n i c h t* wie ein Computer.

Gerade in den letzten Jahren hat die Neurobiochemie ganz neue Erkenntnisse gebracht und die führenden Hirnforscher aller Welt sind sich darüber einig. So schrieb kürzlich Paul Glees: "Der Vergleich der Hirnleistung mit der Arbeitsweise von Rechenmaschinen erscheint heutzutage, nachdem man anfangs begeistert war, nicht mehr befriedigend. Analoge Mechanismen wie bei Datenverrechnungsmaschinen mögen vielleicht im Aufbau des Nervensystems mitarbeiten; die Schaltungen des Kleinhirns zum Beispiel, das sehr rasche Berechnungen über Bewegungen und Körperhaltung durchführt, scheinen analog zu den Schaltplänen einer großen IBM-Maschine angelegt zu sein. Die Erinnerungsleistung unseres Gehirns läßt dagegen auf eine völlig andersartige Organisation schließen."²³

Nicht nur die Erinnerungsleistung, sondern auch das, noch geheimnisvollere, vorübergehende Vergessenkönnen, ohne das es keine Polysemie, keine Polymorphie, keine Polysysteme und keine Mehrsprachigkeit gäbe.

Wenn wir sagen können, daß wir einen Menschen schon von weitem an seinem *Gang* erkennen, daß wir zwischen den Tischreihen einen *Gang*

lassen, der Kellner den zweiten *Gang* bringt, wir vom zweiten in den dritten *Gang* gehen, man einen unterirdischen *Gang* entdeckt hat, so setzt das voraus, daß wir jedesmal alle anderen Bedeutungen und Verwendungen des Wortes *Gang* für einen Augenblick vergessen können, daß sie für diesen Augenblick verdunkelt sind. Dieses Vergessenkönnen, das abwechselnde Verblässen und Verlöschen einzelner Teile des Inhalts oder Umfangs einer Vorstellung, diese alle Bereiche unserer Sprachen durchziehende Polysemie, gibt unseren Wörtern und Sätzen ihre semantische und stilistische Beweglichkeit und ist eine der wichtigsten Voraussetzungen unserer sprachlichen Kreativität.

Aber auch die Polymorphie setzt Vergessenkönnen, vorübergehendes Ausschalten voraus. Wenn ich von einem *Korridor* spreche, denke ich in diesem Augenblick nicht gleichzeitig an die Möglichkeit, dafür *Gang* zu sagen. Sage ich *Orange*, denke ich nicht gleichzeitig an *Apfelsine*, sage ich *Theke*, denke ich nicht gleichzeitig an *Schanktisch*; bei *Rauchfangkehrer* nicht an *Schornsteinfeger* und bei *Ringelspiel* nicht an *Karussell*; bei *anfangen* nicht an *beginnen* und bei *aufmachen* nicht an *öffnen*. Und um spontan sagen zu können: *J'ai faim!* muß ich in diesem Augenblick alle anderen Formen vergessen haben, die dafür in meinem Gedächtnis gespeichert sind und auf Abruf warten; *Tengo hambre!* und *I'm hungry!* und *Ich bin hungrig!* und *Ich habe Hunger!* und *I bob an Hunga!...*

Der zutiefst polysystematische Charakter unserer natürlichen Sprachen, unsere immer unvollkommene innere und äußere Mehrsprachigkeit, die erstaunliche gegenseitige Durchlässigkeit der Sprachen, ihre Interferenzen und Interpenetrationen, das Entstehen immer neuer Sprachmischungen und Mischsprachen, das alles beweist uns, daß das menschliche Gehirn tatsächlich ganz anders arbeitet als eine immer zwingend monosystematisch operierende elektronische Datenverarbeitungsmaschine. Es zeigt aber auch, wie unzulänglich die linguistischen Theorien und Hypothesen sind, die seit fünfzig Jahren im Mittelpunkt der Diskussion stehen, vom Strukturalismus mit seinem monosystematischen Postulat des auf der Opposition einander ausschließender Formen aufgebauten Systems bis zur generativen Transformationsgrammatik mit ihren logisch-mathematischen Input-Output-Regelprozeßmechanismen; wie wenig diese oft so scharfsinnig konstruierten theoretischen Modelle mit unserer sprachlichen Wirklichkeit zu tun haben, mit der Mehrsprachigkeit der Kompetenz und Performanz des menschlichen Gehirns.

25. Durch besondere Lebensumstände bedingt, wachsen viele Kinder in äußerer Mehrsprachigkeit auf; ihre Zahl wird heute immer größer. Darüber

gibt es schon viele eingehende Berichte und Untersuchungen. Hier sei nur auf das Selbstzeugnis des Mainzer Romanisten W. Theodor Elwert verwiesen (Englisch, Italienisch, Mailändisch, Deutsch in einer württembergischen Kleinstadt, dann in der Hansestadt Bremen...) ²⁴ und auf die Untersuchungen der Hamburger Linguistin Els Oksaar über den Spracherwerb ihres Sohnes Sven (Estnisch, Schwedisch, später Deutsch). ²⁵

Wie viele Menschen leben heute mehrsprachig und wie bewältigen sie die Mehrsprachigkeit ihres Alltags? Die sprachwissenschaftliche Erforschung der individuellen und kollektiven Mehrsprachigkeit ist heute in der ganzen Welt in vollem Gang. Die Literatur über den Bilinguismus, Plurilinguismus, Multilinguismus einzelner Menschen, verschiedener Bevölkerungsgruppen, nationaler Minderheiten, ganzer Staaten füllt bereits Bibliotheken. Und doch stehen wir erst am Anfang. Denn noch weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen, was eigentlich Mehrsprachigkeit für den Menschen geistig und seelisch bedeutet, was sie mehr für ihn ist: Belastung oder Bereicherung, Segen oder Fluch. ²⁶

26. Jede Sprache enthält in ihren Formen und Strukturen eine besondere Weise, die Welt zu erfahren und zu begreifen, sagen die einen und können sich dabei auf Aussagen großer Philosophen und bedeutender Sprachforscher berufen. Jeder Sprache entspricht ein besonderes Weltbild, eine besondere Weltansicht. Nach dieser, wie man in Amerika manchmal abkürzend sagt, Humboldt-Weisgerber-Sapir-Whorf-Hypothese ist jede Sprache durch ein Bild der Welt um uns, der Welt in uns geprägt, und jede Sprache prägt ihrerseits auf ihre eigene Weise den Menschen, der in ihr denken und fühlen und wollen lernt.

Mehrsprachigkeit birgt damit die Gefahr störender und verunsichernder Interferenzen zwischen verschiedenen Möglichkeiten, die Welt zu erfassen und zu erleben, die Gefahr sprachlicher und damit geistiger Heimatlosigkeit, der Bewußtseinsspaltung, der Schizophrenie, die man manchmal in gemischtsprachigen Bevölkerungen zu beobachten glaubt.

Die Sprache ist nicht der Geist, sagen die andern, sie ist das Werkzeug des Geistes. Die Formen und Strukturen unserer Sprachen sind Instrumente, die im Augenblick ihrer Entstehung zweifellos begründet gewesen sein müssen in Akten des geistigen Erfassens, die mit einem Wort ursprünglich *m o t i v i e r t* gewesen sein müssen. Aber diese Instrumente haben durch das Einwirken verschiedenartigster, heterogener, historischer Faktoren, durch immer neue lautliche und übertragene Verwendungen diese ursprüngliche Motivation zum größten Teil eingebüßt. Wenn wir heute im Deutschen ein bestimmtes Tier einen *Hund* nennen, so ist diese Lautreihe H-U-N-D genau so wenig motiviert, genau so *k o n v e n t i o n e l l* wie

im Englischen *dog*, im Französischen *chien*, im Italienischen *cane*, im Spanischen *perro*, im Russischen *sabaka* usw. usw. Und wenn das grammatische Geschlecht da motiviert ist, wo es durch das biologische Geschlecht des Menschen und der höheren Tiere begründet ist (*der Hahn, die Henne, das Küken*), ist es längst zu einer konventionellen instrumentalen Einordnung geworden für *der Tisch* – fr. *la table*; d. *die Bank* – fr. *le banc*; d. *das Fenster* – fr. *la fenêtre*; d. *die Mauer* – fr. *le mur*, usw. usw. Im französischen “article partitif” drückt sich kein besonderes französisches Weltbild aus. Die Franzosen *boivent du vin, mangent de la viande, achètent des cigarettes*, – sie erleben, denken, empfinden dabei nicht anders als andere Leute, die schlicht *Wein trinken, Fleisch essen, Zigaretten kaufen*. Für die unterschiedliche Ausbildung und Anwendung grammatischer Instrumentalstrukturen ist eine weltbildhafte Motivation meist sehr schwer zu finden. Für die unterschiedliche Aufgabenverteilung zwischen dem Passiv, dem unpersönlichen Aktiv, dem Reflexiv (e. *English spoken* – d. *Man spricht deutsch* – fr. *On parle français* – it. *Si parla italiano* – sp. *Se habla español*; e. *You are wanted on the phone* – d. *Sie werden am Telefon verlangt* – fr. *On vous demande au téléphone* – it. *La chiamano al telefono* – sp. *Le llaman al teléfono*) läßt sich heute keine besondere englische, deutsche, französische, italienische, spanische Weise, die Welt zu erleben und zu begreifen, verantwortlich machen. Ganz verschiedene Instrumente können die gleiche Funktion erfüllen.

Wir können annehmen, daß bei allen Völkern und zu allen Zeiten der Mensch die Grundstrukturen des menschlichen Raumes, “oben” und “unten”, “hinauf” und “hinunter”, “vorn” und “hinten”, “vorwärts” und “rückwärts”, “links” und “rechts” in gleicher Weise erlebt und begriffen hat. Aber selbst solche elementare menschliche Erlebnisstrukturen, solche menschliche *U n i v e r s a l i e n* erscheinen oft von Sprache zu Sprache instrumental anders strukturiert. Unsere Sprachen sind Gebilde aus geistiger Notwendigkeit und geschichtlichem Zufall. Alles was in ihnen durch unsere universalen menschlichen Erlebnis- und Denkstrukturen motiviert ist, trägt den Charakter der geistigen Notwendigkeit. Aber welcher Notwendigkeit entsprechen dann die tausendfachen Verschiedenheiten, Besonderheiten, Eigentümlichkeiten der einzelnen Sprachen? Warum sprechen wir Menschen nicht eine einzige, uns allen gemeinsame Sprache?

Die Welt des Menschen ist nicht dieselbe immer und überall auf dieser Erde. Die Natur und die Technik, die Kulturen und die Religionen, die Völker, die Gesellschaften, die Staaten sind verschieden. Die einzelnen menschlichen Lebensgemeinschaften weisen ebenso tiefgreifende und

vielseitige Verschiedenheiten auf wie die Sprachen, deren sich die einzelnen Sprachgemeinschaften bedienen. Die Frage ist nur: Wie verhalten sich die Verschiedenheiten der sprachlichen Formen und Strukturen zu den Verschiedenheiten des Erlebens und Denkens menschlicher Lebensgemeinschaften? Welche Unterschiede des sprachlichen Instrumentariums lassen sich als Ausdruck unterschiedlicher Welterfahrungen deuten? Welche Formen und Strukturen einer Sprache sind mit Notwendigkeit anders als die anderer Sprachen, weil sie in einem besonderen Weltbild begründet sind? Was ist in ihnen geprägtes und prägendes Weltbild – und was geht in diesen so vielfältig zusammengemischten Gebilden auf so viele heterogene Faktoren zurück, daß man das Ergebnis nur als geschichtlichen Zufall bezeichnen kann? Was ist Weltbild, was ist Werkzeug?

27. Wenn wir diese, für das Verständnis unserer Sprachen entscheidende Frage beantworten wollen, müssen wir unsere verschiedenen Sprachen miteinander vergleichen. Vergleichen können wir aber nur Übersetzungen. Von einer Sprache zur anderen gibt es ja keinen anderen Weg als den des Übersetzens. Jede vergleichende Sprachwissenschaft beruht letzten Endes auf Übersetzung. Jede vergleichende Grammatik ist ja die systematische Reduktion zahlloser Übersetzungen, jedes mehrsprachige Wörterbuch ist nur die Kondensation, Kristallisation von Übersetzungen. Die Übersetzung ist die einzige Brücke zwischen den Sprachen.

Dabei können wir uns natürlich nicht mit den von Grammatikern verfertigten Mustersätzen (*John is easy to please, John is eager to please*) zufrieden geben. Für alle kontrastive, konfrontative Linguistik hat sich als einzige wirklich fruchtbare Methode die systematische kritische Analyse einer Vielzahl von "wirklichen" Texten und ihren "wirklichen" Übersetzungen erwiesen. Der bilaterale und mehr noch der multilaterale Übersetzungsvergleich zeigt uns am besten, was unsere Sprachen leisten und wie sie es unterschiedlich leisten.

Was wir interlinguistisch vergleichen, sind die instrumentalen Formen und Strukturen zweier oder mehrerer Sprachen. Das "tertium comparationis" ist die darunterliegende menschliche Erlebnis- und Denkstruktur, die gleich oder ähnlich sein muß, denn sonst könnten wir überhaupt nicht aus einer Sprache in eine andere übersetzen.

Die linguistische Theorie der Übersetzung steckt noch in ihren Anfängen. Der entscheidende Vorgang, den es zu erfassen gilt, spielt sich im Gehirn des Übersetzers ab, in seinem zweisprachigen Bewußtsein. Dort bilden sich die Äquivalenzen, entstehen die Interferenzen zwischen den beiden Sprachen. Dort stellt sich das Problem der Koexistenz, des Zusammenlebens zweier Sprachen in einem Bewußtsein.

Jeder Übersetzer, der diesen Namen verdient, weiß, daß das Übersetzen viel mehr ist als das Transkodieren eines Textes aus einem Code A in einen Code B. Er weiß nur zu gut, daß die Rechnung nie restlos aufgehen kann, wie das bei jeder Transkodierung zwischen konstruierten Informationssystemen der Fall sein muß. Er weiß, daß die Polymorphie und Polysemie der Sprache, in die er übersetzt, ihm wieder verschiedene Möglichkeiten der Übersetzung bietet, die es gegeneinander abzuwägen gilt in ihren Vorzügen und Nachteilen. Es läßt sich ja auch über nichts besser, scharfsinniger, hartnäckiger streiten als über die beste Übersetzung. Dieser Streit entbrennt so leicht, ja er kann überhaupt nur entbrennen, weil unsere Sprachen keine monosystematische Stringenz besitzen, die nur eine einzige richtige Lösung zulassen würde.

Jeder Übersetzer weiß, daß die eine Sprache hier etwas explizit aussagt, was in der anderen implizit dem Kontext und der kommunikativen Situation anvertraut bleibt. Bald kann man in der einen, bald in der anderen etwas besser, treffender, knapper, eleganter sagen. Da treten Redundanzen auf, dort Defizienzen. Da entdeckt man in einer Sprache eine überraschende Lücke, dort hat sie einen besonders glücklichen Fund anzubieten.

In der Übersetzung erfahren wir den ganzen unregelmäßigen Reichtum der inneren Mehrsprachigkeit unserer Sprachen. Für *das Meer* und *die See* haben wir im Englischen oder im Französischen jeweils nur ein einziges Wort zur Verfügung, im Englischen *the sea*, im Französischen *la mer*. Für viele Wörter und Sätze, die in der einen Sprache den charakteristischen Index eines bestimmten Regiolektivs oder Soziolektivs tragen, gibt es in der anderen Sprache keine Entsprechung mit vergleichbarem Index. Der unterschiedliche Index der Wörter *Fastnacht*, *Fasnet*, *Fasching*, *Karneval* läßt sich weder im Englischen noch im Französischen jeweils in einem besonderen Wort zum Ausdruck bringen, so wenig wie der poetische Index von *Aar* und *Leu* gegenüber dem *Adler* und dem *Löwen*, von *Quell* und *Tann* gegenüber der *Quelle* und dem *Tannenwald*.

28. Das eigentliche Reich der Unübersetzbarkeit ist aber dann das der assoziativen *K o n n o t a t i o n e n*. Sobald wir die halbwegs gesicherten Grenzen der Denotation überschreiten, begegnen wir in den Konnotationen einer anderen, schwer bestimmbar, oft unbegreifbaren Wirklichkeit unserer Sprachen. Jedes Wort, *das Meer*, *die Berge*, *der Schnee*, *die Blumen*, *das Kind*, *die Schule*, *die Arbeit*, *das Vergnügen*, wecken in jedem von uns vielfältige und unterschiedliche Assoziationen. Dieselben Assoziationen verbinden sich für uns nicht ohne weiteres mit *la mer*, *la montagne*, *la neige*, *les fleurs*, *l'enfant*, *l'école*, *le travail*, *le plaisir*. In den

Wörtern und Sätzen unserer Muttersprache haben wir zuerst die Dinge eingefangen. Seit unserer frühesten Kindheit hat sich die Muttersprache in uns vollgesogen mit unseren Erinnerungen an Erlebtes. Daher ist selbst *der Hund* für uns nicht genau "dasselbe" wie *the dog* oder *le chien* oder *il cane*.

Vieles was man für das in einer Sprache enthaltene Weltbild in Anspruch genommen hat, gehört zu solchen assoziativen Konnotationen. Ortega y Gasset hat in seinem geistreichen Versuch über "Elend und Glanz der Übersetzung" ein anschauliches Beispiel dafür gegeben. "Da die Sprachen in verschiedenen Landschaften und unter dem Einfluß verschiedener Lebensumstände und -erfahrungen gebildet wurden, ist ihre Inkongruenz ganz natürlich. So ist es zum Beispiel falsch, anzunehmen, daß das, was der Spanier *bosque* nennt, das gleiche sei, was der Deutsche *Wald* heißt, und doch sagt uns das Wörterbuch, daß *Wald bosque* bedeutet. Wenn ich Lust hätte, wäre hier eine vortreffliche Gelegenheit, eine 'Bravour-Arie' einzulegen, die den deutschen Wald im Gegensatz zu einem spanischen Wald beschriebe. Ich schenke Ihnen das Lied, bestehe aber auf seinem Schluß, das heißt auf der klaren Einsicht in den ungeheuren Unterschied, der zwischen diesen beiden Wirklichkeiten besteht. Er ist so groß, daß nicht nur die Wirklichkeiten selbst in höchstem Maße inkongruent sind, sondern auch fast alle ihre geistigen und gefühlsmäßigen Resonanzen..."²⁷

Natürlich sind das zwei verschiedene Wirklichkeiten, die zwei verschiedenen Welterfahrungen, Weltbildern angehören. Das deutsche Wort *Wald* (vielleicht mit *wild* verwandt) benannte einst die Wälder Germaniens. Es beschwört den Wald der Sagen und Märchen, die Waldeinsamkeit der Romantik, das Volkslied, die Jugendbewegung, die Stadtflucht, die Waldwanderung, und diese Konnotationen sind es, die der Spanier Ortega y Gasset gerade im Vergleich mit den spärlichen Wäldern Spaniens besonders stark empfindet. Aber mit demselben Wort *Wald* bezeichnen wir ja auch alle, oft sehr verschiedenen, Wälder Nord- und Osteuropas, Sibiriens, Kanadas, Südamerikas, den tropischen Urwald... während der Spanier drei Namen, *el bosque, el monte, la selva* (auch noch andere) für die verschiedensten Wälder dieser Erde hat. Das deutsche Wort *Wald* bezeichnet also sehr verschiedene Wirklichkeiten und hat ganz verschiedene Konnotationen je nachdem ob ich von einem Tiroler Bergwald spreche oder von einem märkischen Kiefernwald oder von einem tropischen Regenwald...

Mehr als alles andere scheint das einer Sprache eigentümliche, schwer zu übersetzende psychologische und moralische Vokabular auf ein besonderes Weltbild zurückzuweisen. Für das deutsche Wort *Erlebnis* hat

Ortega y Gasset lange vergeblich nach einer möglichen spanischen Entsprechung gesucht und schließlich selber ein neues Wort geprägt *la vivencia*.²⁸ Auch das Wort *Stimmung* stellt bekanntlich die Übersetzer oft vor eine unlösbare Aufgabe. Unübersetzbarkeit ist aber als solche noch kein Beweis für eine in anderen Sprachen unaussprechbare Welterfahrung. Es bedeutet nur, daß eine besondere Erfahrung sich hier in besonders überzeugender Weise in einem Wort kristallisiert hat, für das in anderen Sprachen ein entsprechendes Wort fehlt, und daß dieser glückliche Wortfund vollends unübersetzbar wird durch die Fülle seiner Konnotationen.

Das ist der größte geistige Gewinn, den wir aus unserer, noch so unvollkommenen, Mehrsprachigkeit ziehen: sie lehrt uns, daß S p r e c h e n und D e n k e n n i c h t i d e n t i s c h s i n d, sie macht uns deutlich, daß dieselbe Vorstellung, derselbe Gedanke in verschiedenen Sprachen ausgedrückt werden kann, — daß es dasselbe ist und doch wieder nicht dasselbe. Diese Einheit in ihrer Vielheit zu verstehen ist das Ziel jeder Linguistik der Übersetzung, jeder Linguistik der Mehrsprachigkeit, jeder Wissenschaft von den menschlichen Sprachen.²⁹

Anmerkungen

- 1 Aus: Karl Götz, Die Reise nach Montreal, Christliche Verlagsanstalt Konstanz, ohne Seitenangabe.
- 2 Deutsch für Deutsche; Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen, Frankfurt 1972, S. 124 ff. Vgl. auch Brigitte Schlieben-Lange, Soziolinguistik, Eine Einführung, Stuttgart 1973, S. 71 ff.
- 3 Die Rückseite des Spiegels, Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens, München 1973, S. 93.
- 4 Ebd. S. 128.
- 5 Ebd. S. 84 - 86.
- 6 Über tierisches und menschliches Verhalten, München 1966 I, S. 209; Das sogenannte Böse, Zur Naturgeschichte der Aggression, Wien 1963, S. 60.
- 7 Lorenz, Rückseite S. 111.
- 8 Ebd. S. 48.
- 9 Ebd. S. 227.
- 10 Ebd. S. 118.
- 11 Paul Celan, Ausgewählte Gedichte, Frankfurt 1968, S. 107.

- 12 Vgl. Herbert E. Brekle, *Semantik*, München 1972, besonders 4.2.
Ein eindrucksvolles Bild dieser Verwirrung vermittelt Werner Welte,
Moderne Linguistik: Terminologie/Bibliographie, München 1974 s.v.
Bedeutung, Semantik, Semiotik, Semiotisches Dreieck...
- 13 Den entscheidenden Unterschied zwischen dem soziokulturellen Index und
der Konnotation haben weder Bloomfield noch Hjelmslev bemerkt, vgl. Paul
Delbouille et Philippe Munot, *Le mot connotation et son usage en stylistique*,
Cahiers d'Analyse textuelle, Liège, Tome 14, 1972, S. 7 - 49, und Mario
Wandruszka, *Le mot: connotations et indices socio-culturels*, *Mélanges*
Paul Imbs, *Travaux de Linguistique et de Littérature*, Strasbourg XI, 1, 1973,
p. 53 - 61.
- 14 Vgl. Charles F. Hockett, *A Course in Modern Linguistics*, New York, 1958,
38.1.
- 15 Charles A. Ferguson, *Diglossia*, *Word* 15,2 1959, S. 325 - 335.
- 16 Mario Wandruszka, *La lingua quale polisistema socioculturale*, *Centro per*
lo studio dell'insegnamento all'estero dell'italiano, Trieste 1974.
- 17 A.M. Badia i Margarit, *Langue et société dans le domaine linguistique cata-*
lan, notamment à Barcelone, *Revue de Linguistique Romane* 36, 1972,
S. 263 - 304.
- 18 Mario Wandruszka, *Plaidoyer pour le plurilinguisme*, *Mémorial Pierre Gardette*,
Revue de Linguistique Romane 38, 1974 (im Druck).
- 19 Albert Schweitzer, *Aus meinem Leben und Denken*, Leipzig 1931, S. 51 - 52.
- 20 Vgl. die ausgezeichnete Darstellung von Lars Olsson, *Les problèmes lingui-*
stiques de l'Alsace vus par un Suédois, *Moderna Språk*, Vol. LXVIII, 1/1974,
S. 45 - 70.
- 21 Jürgen Olbert - Bruno Schneider, *Mißverständene Linguistik*, *Französisch*
Heute, 3. Jg., 1972, S. 32 - 46 und 85 - 91; Hans Helmut Christmann, *Gene-*
rative Sprachwissenschaft, Einführung in die Grundlagen und Diskussion
ihrer Verwendbarkeit im schulischen Fremdsprachenunterricht, *Französisch*
Heute, 4. Jg., 1973, S. 168 - 180.
- 22 Mario Wandruszka, *Quel français? Zielsprache Französisch* 1, 1973, S. 1 - 5.
- 23 Paul Glees, *Wie arbeitet unser Gehirn? in dem von H.W. Bähr herausgegebenen*
Sammelband "Wo stehen wir heute?" In der Sicht der Naturwissenschaftler
und Ärzte, Gütersloh, Wien 1971, S. 84.
- 24 W. Theodor Elwert, *Das zweisprachige Individuum*, *Studien zu den romani-*
schen Sprachen und Literaturen, Band VI, Wiesbaden 1973.
- 25 Els Oksaar, *Zum Spracherwerb des Kindes in zweisprachiger Umgebung*,
Folia Linguistica IV, 3/4, 1971, S. 330 - 358; dieselbe, *Zum Erwerb des est-*
nischen Phonemsystems in estnisch- und schwedischsprachiger Umgebung,
Proceedings of the Seventh International Congress of Phonetic Sciences,
Montreal 1971, The Hague 1972, S. 746 - 749; dieselbe, *Bilingualism*, in:
Current Trends in Linguistics, ed. Th. A. Sebeok, Vol. 9, The Hague 1972,
S. 476 - 511; dieselbe, A. Sociolinguistic Analysis of Bilingual Behavior in
Sweden, *Proceedings of the Second International Conference of Nordic and*
General Linguistics, Umea 1974.

- 26 Vgl. das durch die Fülle des Materials und die kritische Nachdenklichkeit des tschechischen Verfassers wichtige Buch von V. Vildomec, *Multilingualism*, Leyden 1963.
- 27 José Ortega y Gasset, *Miseria y esplendor de la traducción – Elend und Glanz der Übersetzung*, Edition Langewiesche-Brandt, München 1956, S. 20 - 21.
- 28 José Ortega y Gasset, *Sobre el concepto de sensación*, *Revista de Libros*, 1913.
- 29 Mario Wandruszka, *Sprachen, vergleichbar und unvergleichlich*, München 1969; *Interlinguistik, Umriss einer neuen Sprachwissenschaft*, München 1971.